

(Nachdruck verboten.)

22]

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

„Vater!“ schrie die Alte, „Vater! Komm nur, komm!“
Athemlos stand sie vor ihm; über ihr knochiges Gesicht rannen die Thränen; ihre grauen, vom Lausen aufgelösten Haare fielen ihr wirr über die Stirn.

Vater, um Himmels willen, so komm doch! „Rasch! Sie sind da!“

„Wer ist da?“ fragte der erstaunte Dörfler. „Ist jemand krank? Ist...“

Die Alte schüttelte hastig den Kopf. „Die Gendarmen sind da! — Ach, mein Gott! — So komm doch, Vater!“

„Die Gendarmen, Mutter? So beruhige Dich doch! Wir haben doch nichts verbrochen, und wegen der paar Trinkgelder...“

„Den Wilhelm holen sie, Vater! Er hat die Magd ermordet! Komm nur, um Himmelswillen komm nur!“

Im Nu durchblühte ein Gedanke das Gehirn des Alten.

„Wie, Mutter, unser Wilhelm der Mörder? Unstun, Mutter, unmöglich, Alte!“

So rasch es ging, folgte Dörfler seiner Frau, von Zeit zu Zeit stehend bleibend, um nach der Herde zu schauen und die Hunde zu ermuntern. Hastig drängten die Schafe hinter den beiden Alten her, eine Staubwolke aufwirbelnd, die der Herbstwind flatternd über die Stoppelfelder führte.

Neugierig hatten die Arbeitenden auf den Mühsfeldern der seltsamen Szene zugehauert. Der plötzliche Abzug Dörfler's und seiner Herde hatte ihnen zu unzähligen Vermuthungen Veranlassung gegeben, die nun eifrig besprochen wurden. Schließlich neigte man der Ansicht zu, daß wohl ein vornehmer Knecht angekommen sein müsse. „Da wird ein schönes Trinkgeld abfallen!“ meinten die meisten, einen letzten Blick auf die Staubwolke werfend, die nach Hogwitz zu verschwand.

Als Dörfler und seine Frau vor ihrem Hause anlangten, kam ihnen schon Rathhina entgegen. Von ihr erfuhren sie, daß die Gendarmen ihren Mann bereits gefesselt nach dem „Amte“ gebracht hatten, von wo er mit dem nächsten Zuge nach Magdeburg transportirt werden sollte.

Während die weinenden Frauen ins Haus traten, führte Dörfler die Herde nach den Ställen und machte sich dann eilends nach dem neben der Tschmer'schen Villa befindlichen Amtshause auf. Dort kam er zu spät. Sein Sohn war bereits nach dem Bahnhofe geschafft worden, wo der Zug nach Magdeburg jeden Augenblick eintreffen mußte. In seiner Verzweiflung rannte der Alte nach der Tschmer'schen Villa hinüber, deren Fenster erleuchtet waren, trotzdem die Dämmerung eben erst sachte hereinbrach.

Im Vorflur traf er niemand. Erst als er in das glänzend erhellte Vorzimmer trat, wo die Mädchen und Lakaien mit Schüsseln, Gläsern und Flaschen eilends auf und abgingen, trat ihm einer der Diener entgegen.

„Was wollt Ihr, Dörfler? Heute ist der gnädige Herr für niemand zu sprechen!“

„Aber ich muß ihn sprechen!“ entgegnete der Alte verzweifelt. „Sagen Sie ihm, ich laß recht schön bitten, nur eine Minute, nur eine einzige Minute!“

„Dörfler, Ihr seid verrückt oder betrunken. Seht Ihr nicht, daß der Herr Kommerzienrath große Gesellschaft hat? Macht, daß Ihr fortkommt! Morgen ist auch ein Tag.“

Der Lakai machte Miene, den alten Mann nach der Ausgangstür zu drängen. In demselben Augenblicke wurde die Thür des gegenüberliegenden Speisesaales geöffnet. Ein Lakai, mit Schüsseln besetzt, trat heraus. An der langen Tafel mit den brennenden Kerzen saß eine glänzende Gesellschaft. Eben raffelte ein allgemeines Lachen durch den Saal und vereinzelter Verfall, der anscheinend dem mit dem Glase in der Hand hoch aufgerichtet und triumphirend unter seinen Gästen stehenden Tschmer galt.

Mit einem Ruck hatte sich Dörfler losgerissen und stürmte, von dem Lakaien verfolgt, mitten in den lichtschimmernden Saal bis zu den Füßen Tschmer's.

„Gnade! Erbarmen, gnädiger Herr! Erbarmen!“ schrie er mit thräneneyfichtiger Stimme.

Die Gäste kamen in Aufregung. Einige der Damen schrien angsterrfüllt auf.

Tschmer machte einen Schritt auf den Alten zu. „Was soll das heißen, Dörfler? Was ist das für eine Art?“

„Nur einen Augenblick hören Sie mich, Herr Tschmer! Erbarmen! — Die Herrschaften werden verzeihen,“ entgegnete Dörfler, den der Lakai gepackt und vom Boden emporgerissen hatte. Auf Tschmer's Wink ließ er den Schäfer wieder frei.

„Also kurz, was ist passiert? Ist ein Bock gestürzt? Es sei Euch verziehen, obwohl Ihr Euch sehr ungeschicklich betragen habt.“

Ungebuldig hatte Tschmer diese Worte hervorgestoßen. Er hoffte, daß die peinliche Szene zu Ende sei.

„Nein! Nein, gnädiger Herr! Meinen Wilhelm haben sie fortgebracht, wollen sie fortbringen, die Gendarmen! Aber er ist kein Mörder, gnädiger Herr, er ist kein Mörder! Legen Sie ein gutes Wort für ihn ein!“

„So? Ich verstehe... Die Untersuchung!... Eine schlimme Sache. Aber wenn's nur das ist, Alter, was Ihr wolltet, das hatte doch bis morgen Zeit; heute ist doch nichts mehr zu machen! Nun geht nach Hause!“ fügte er hinzu, indem er Dörfler ermunternd auf die Schulter klopfte. „Ich werde selbstredend thun, was ich für Euren Sohn thun kann, obwohl er sich nicht gerade schön benommen hat.“ — „Frau, bringen Sie den alten Mann nach der Küche!“ wandte er sich an den Lakaien. „Ein Glas Wein wird ihm gut thun nach der Aufregung.“ — „Also auf morgen, Dörfler!“ rief er dem Alten zu, der unter Dankesworten sich entfernte.

Tschmer's Benehmen hatte auf die Tischgesellschaft den besten Eindruck gemacht. Als er sich daher nochmals entschuldigte, fand er nicht nur allseitige Verzeihung, sondern noch fünf Minuten lang bildete der Vorfall das Gesprächsthema. Der Hausherr mußte kurz erzählen, welche Bewandniß es eigentlich mit der Verhaftung des Schäfersohnes habe.

Tschmer that dies mit so viel Geschick, daß alle die Ueberzeugung mitnahmen, einem so auffässigen, bössartigen Menschen, wie dieser Wilhelm Dörfler einer gewesen sein mußte, konnte eine Mordthat wohl zugetraut werden. Die Episode in der Wahlversammlung zu Wiesenau erwähnte Tschmer nur ganz flüchtig und nur, um seinen Zuhörern den Beweis zu liefern, wie dieser Mensch damals, ohne einen Namen zu nennen, die schwersten und verlogenensten Anklagen gegen die heutige gesellschaftliche und staatliche Ordnung geschleudert hatte.

IX.

Die Untersuchung gegen den Tagelöhner Wilhelm Dörfler zog sich doch länger hin als die meisten gedacht hatten. Denn alle, einige Großbanern abgerechnet, die ihn wegen seiner rücksichtslosen Offenheit nicht leiden mochten, waren überzeugt, daß er unschuldig sei. Der lustige Wilhelm, der stets der Vergnügteste auf dem Tanzboden und der Unverdorfenste bei der Arbeit war, der mit seinen Späßen die Leute in der Schenke oder auf der Dorfstraße so unterhalten konnte, ein Mörder? Das war zu dumm! Das glaubte doch der Tschmer nicht einmal, der ihn sicher nach Magdeburg gebracht hatte.

Jeder war überzeugt, daß hier eine Gemeinheit Tschmer's vorlag; aber seit er auf der Leiter gesellschaftlicher Ehren bis zum Kommerzienrath gestiegen war, wagte man es nur noch dem vertrauesten Freunde einen solchen Verdacht äugstlich zu susflüstern.

Derjenige, der noch am wenigsten ein Blatt vor den Mund nahm, war der Bauer Steinig. Er war nicht nur außer sich, daß er einen so unsichtigen Arbeiter, wie Dörfler, gerade mitten in der arbeitsreichen Zeit der Mühserente verlor, sondern auch die fortgesetzten Triumphs Tschmer's fraßen wie ein Wurm an seinem Lebensmark. Er unternahm gemeinsam mit dem unglücklichen Vater alle Schritte, um die Freilassung Wilhelm's zu erwirken. Leider war alle Mühe vergebens.

Als der alte Dörfler am Morgen nach der Verhaftung seines Sohnes in gewohnter Weise nach der Schäferei kam, empfing ihn der Oberinspektor Zeller mit der Mittheilung, daß er sich scheeren könne, wohin er wolle. Daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, habe er übrigens immer be-

hauptet. Der Alte blieb ihm die Antwort nicht schuldig, und wenn Dörfler nicht glücklicherweise seine beiden Hunde bei sich gehabt hätte, die zähnefleischend zwischen ihm und Zeller standen, würde er wohl noch mit dem Stocke des letzteren Bekanntschaft gemacht haben.

Die alte Frau Dörfler nahm die Mittheilung ihres Mannes, daß er entlassen sei, gleichmüthig hin. „Was schadet's, Bäterchen, Du hast Dich Dein Lebtag genug gequält! Gömme Dir die Ruhe. Wir werden auch so leben; der liebe Gott hat uns ja so viel gegeben, daß wir noch nicht zu verhungern brauchen. Manch' armen Arbeiter geht es auf seine alten Tage noch viel schlechter. — Wenn nur erst mein Wilhelm wieder da wäre!“ Ein Thränenstrom verhinderte sie am Weiterreden.

Kathinka war wie durch ein Wunder dem Tode entgangen. Die Verhaftung ihres Mannes hatte sie aus Krankenlager geworfen. Sie war im dritten Monat der Schwangerschaft. Die Vernichtung der jungen Frucht brachte auch ihr Leben in die äußerste Gefahr. Ihre kräftige Natur trug jedoch den Sieg davon.

Mitte November unterbrachen zwei Ereignisse das gleichförmige Einerlei des Sentener Lebens. Der Bauer Wegner, bei dem Tags zuvor der Gerichtsvollzieher alles im Auftrage Tetzmer's gepfändet hatte, jagte sich in seinem Kartoffelfelder eine Kugel durch den Kopf. Die Wittve und ihre drei Kinder zogen als Bettler zu entfernt wohnenden Verwandten. Acht Tage später fand man den Bauern Steinig eines Morgens todt in seinem Bette. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt. Tetzmer kaufte die ganze Wirthschaft, den bedeutenden Grundbesitz und den Fabrikantheil des Verstorbenen.

Als Tetzmer eine Woche vor Weihnachten nach Senten kam, um nach berühmten Mustern seine parlamentarischen Ferien im stillen Familienkreise zu verleben, konnte er thatsächlich sagen, daß er unumschränkter und allmächtiger Herr dieser Gegend sei. Alle seine Feinde lagen am Boden oder waren vom Boden hinweggerafft. Am meisten freute es ihn, daß durch Steinig's Tod auch das letzte Hinderniß beseitigt war, die Fabrik ganz in seine Hände zu bekommen.

Aber, was war ihm dies alles im Vergleich zu den Erfolgen, die er außerhalb dieses winzigen Fleckchens Erde errungen hatte? Sein Mandat als Reichstagsabgeordneter, der Kommerzienraths-Titel ließen ihn heut ziemlich kalt. Auf ihnen beruhte sein Stolz nicht allein. Seit er mit der ihm angeborenen Skrupellosigkeit und unbekümmert um ost recht deutliche Zurückweisungen sich doch endlich an die einflußreichsten Leute des Reiches herangedrängt hatte, den Fürsten Bismarck seinen lieben Freund und Gönner nannte und in der Oeffentlichkeit sich geberdete, als ob der Kaiser ihn zum Sprachrohr seiner Meinungen gemacht hätte, stieg sein Uebermuth zusehends.

In Wahrheit duldete man nur ungern seine Aufdringlichkeit. Mit seinem bischen Bauernschlauheit war er den mit allen Hundst gehekten Junkern natürlich nicht gewachsen. Nicht aus Rücksicht auf seine Person, denn über diese herrschte eine ziemlich absprechende Meinung, sondern mit einem Seitenblick auf die theilweise sehr radikal sich geberdenden Mitglieder seines Bauernvereins ließ man ihm das kindliche Vergnügen, sich in der Regierungshonne zu wärmen. Auf diese Weise folgte er willig dem Gängelbände, mit dem man ihn leitete.

Dank Dr. Nessel's rastloser Arbeit hatte Tetzmer eine Schaar politischer und literarischer Abenteurer um sich versammelt, die in ungenirtester Weise Reklame für ihn machten. Mit dem Ankauf einer großen, aber schlecht fundirten Zeitung, die mit seinem Gelde wieder lebensfähig gemacht werden sollte, und in deren Spalten die Größe ihres Herrn und Meisters in allen Tonarten gesungen wurde, hatte Tetzmer seinen politischen Einfluß bedeutend gefördert, zumal das Blatt nach kurzem offizielles Organ des „Bundes der Getreidebauern“ wurde.

Unbekümmert um die Blamagen, die sich Tetzmer fast bei jedem öffentlichen Auftreten zuzog, gestiel er sich doch mit jedem Tage mehr, die Rolle des einflußreichen, allmächtigen Mannes zu spielen. Die frühere Scheu vor der Kritik gebildeter und anständiger Menschen hatte er gänzlich abgestreift, nachdem er erfahren hatte, wie wenig eigentlich dazu gehört, eine öffentliche Rolle zu spielen, wenn man eine freche Stirn und eine offene Hand besitzt. Er besaß beides. Sein Blatt, der „Vote“, war die Ablagerungsstätte für einen Haufen von Lügen, Verleumdungen und Denunziationen, die er täglich gegen alle diejenigen schleudern ließ, welche die Unfauberkeit seiner politischen Rolle beim richtigen Namen nannten. Das

Widerliche dabei war, daß der „Vote“ sich würdig in den Mantel der Königstreue, Frömmigkeit und Sittlichkeit hüllte und sich als Hüter der nationalen Ehre und der gesellschaftlichen Ordnung gegen die anstürmenden Feinde des Vaterlandes und der Gesellschaft geberdete. Der Parvenu Tetzmer fand bei dieser Haltung seines Blattes allerdings immer mehr seine Rechnung; sein und seines Blattes Name hallten fast täglich von einem Ende des Reiches zum andern. Der beabsichtigte Zweck war erreicht.

Der Schweif von verklumpten literarischen Söldnern, von politischen Abenteurern und parlamentarischen Wegelagerern, den Tetzmer's Freigebigkeit nach sich zog, verfehlte andererseits nicht, dafür zu sorgen, daß das irrlichternde Meteor eines politischen Gernegroß nicht so bald erlosch.

Der nach Senten heimkehrende Tetzmer betrat mit einem triumphirenden Lächeln die Schwelle seines Hauses, an dessen Front er im Geiste schon das Wappen seines zukünftigen Adelstitels sah. Für seine Frau hatte er kaum einen Blick; um so lebhafter begrüßte er die schöne Frau Thal, die seiner Tochter Rosa gerade Gesellschaft leistete.

Lucie machte aus ihrer Bewunderung für diesen Mann des Erfolges kein Hehl, und Tetzmer unterließ nie, ihr bei jeder passenden Gelegenheit durch einen langen Handkuß für diese leidenschaftliche Verehrung zu danken.

Rosa war von der Ankunft ihres Vaters nur dann erbaunt, wenn er eine Anzahl vornehmer Gäste mitbrachte.

Hedwig empfing den Vater freundlich, wie bisher, wenn auch nicht mehr mit jener stürmischen Herzlichkeit, die ehemals so oft die einzige führende Saite dieses kalten Egoisten geührt hatte. Als ihr Tetzmer einen besonderen Gruß Nessel's überbrachte, huschte ein Schatten über ihr ohnedies schon ernstes Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Meine Fachleute über Andree.

Plauderei von Alfred af Hedenstjerna.

Klopfenden Herzens und unruhigen Sinnes harret die ganze Welt auf Nachrichten von dem Ausgang der dreisten Fahrt, die von einem Schweden „hinauf durch die Luft, fort über das Meer“ unternommen wurde.

In der Ungebild dieses Jarens hat man nun überall mit mehr oder minder nervösen Fragen über die Aussichten für Andree eine Reihe Personen bestrahlt, von denen man in der einen oder andern Richtung eine gewisse Sachkenntniß, sei es hinsichtlich der Ballonfahrten, sei es hinsichtlich des Nordpols erwarten konnte.

Man nimmt es dabei mit der Art dieser „Sachkenntniß“ nicht genau; man telegraphirt, was der erste beste Bergsteiger zu sagen hat, auch wenn es nicht das allergeringste enthält, das einen Anhalt für Beurtheilung der Lage Andree's giebt; man verbreitet mit der Blitzgeschwindigkeit des Telegraphen zum Beispiel die Dratelworte des früheren Gastwirths Johansen, dessen Lebensaufgabe es jetzt ist, an den Sonntagen mit dem Ballon im Kopenhagener Livoli aufzusteigen, um ein Stündchen später ganz bescheiden ein Stück davon in Schonen oder Seland auf dem Felde sich herabzulassen.

Da ich nun keine Lust habe, den andern Preßmenschen in erschöpfender Berichterstattung etwas nachzugeben, so habe ich auch einige „Fachleute“ über die Ausflüchte Andree's interviewt.

Eine hervorragende Näherin in meiner lieben Stadt ist der Meinung, daß Seide unbedingt das beste Ballonmaterial sei. Wäre Andree in einem Ballon aus Baumwolle oder Flanell aufgestiegen, so fürchtet sie, daß seine Fahrt nicht long geworden wäre. Ballonärmel aus Seide hielten auch am besten Façon.

Betreffs Andree's Charakter haben wir uns bei einem seiner Kameraden im Patentbureau erkundigt. Dieser sagte wörtlich: „Andree ist ein muthiger Mann, frei von aller unnüthigen Angst. Doch dürfte er weniger bereit sein, denjenigen, die ihn dort, wo er herabgefallen ist, finden und zu bewohnten Stätten zurückzuführen, als Hinderlohn einen der kleineren Ordensstjerne von all' den vielen abzutreten, die er sicherlich später bekommt.“

Der Besitzer des Hauses, in dem Andree wohnt, ist von einem Mitarbeiter meiner Zeitung in Stockholm einem längeren Interview unterworfen worden. Der Mann war offenbar sehr niedergeschlagen und fürchtete, seinen Miether zu verlieren. „An Frische und Gesundheit der Lage kann ja freilich Stockholm nicht mit dem Nordpol verglichen werden,“ sagte er. „Ich fürchte, daß der Herr Oberingenieur ausfliegt,“ fügte er wehmüthig hinzu.

Aber da Sie Andree's Gewohnheiten kennen, was glauben Sie von seiner Rückkehr?“ fragte der Reporter.

„Ja! Ich bin eigentlich mehr Hausbesitzer, als Gelehrter, und von den Naturverhältnissen um den Nordpol lenne ich hauptsächlich die Stockholmer Eispreise. Aber der Herr Oberingenieur hat die bestimmte und unerschütterliche Gewohnheit, immer persönlich am Termin seine Mieth abzuliefern. Spätestens 12 Uhr am 1. Oktober tritt er — davon bin ich überzeugt — in meine Wohnung ein, mit der Mieth in der einen Tasche. Ob er in der

anderen dann den Nordpol hat, darüber — Sie müssen wirklich schon entschuldigen, daß ich als Laie auf naturwissenschaftlichem Gebiet nichts weiß — kann ich mich wirklich nicht mit Bestimmtheit äußern.

Was die Taubenbesitzerin sagte. In meiner Nachbarschaft wohnt eine Frau, die viele Tauben besitzt. Ich stieg also zu ihr hinauf, schickte meine Visitenkarte hinein und hatte das Glück, sogleich empfangen zu werden.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe,“ sagte ich, „aber das alles verschlingende Interesse für André und seine Gefährten muß mich entschuldigen. Sie haben eine Menge Tauben, und die erste Nachricht von André muß durch Taubenpost zu uns kommen. Na, was halten Sie davon?“

„Mein Herr, Sie sollen erfahren, daß die gewöhnliche zahme Taube fast in allem der vollkommene Gegensatz der Brieftaube ist. Halten wir dieses Faktum fest! Es könnte mir nun nie einfallen zu glauben, daß eine gewöhnliche, zahme Taube mit Botschaft von André käme. Daher ist es ziemlich gewiß, daß eine Brieftaube es thut. Das ist logisch; wir dürfen es also hoffen.“

Ich verließ die Frau bedenkend „erleichtert“ und wirklich vertrauensvoll.

Ist unser Nordpolfahrer bereits gelandet? Einer meiner Korrespondenten in Sibirien telegraphirt heute morgen, daß er einen Eingeborenen getroffen, dessen Frau einen Vetter hat, der neulich einen Obergemeinrat traf, dessen Sprache er nicht verstand. Er wußte aber nichts Näheres mitzuteilen, was bewies, daß es André gewesen.

Was der Kollege meinte. Gestern klopfte ich bei einem Verkäufer kleiner Guttaperchaballons an und lud ihn zum Mittag ein. Beim Kaffee stürzte ich mich in medias res:

„Was meinen die aeronautischen Kollegen von André?“
„Wir sind sehr bekümmert darüber, daß er so eigenhändig darauf beharrt, alles auf eine Karte zu setzen. Bedenken Sie! Ein einziger Ballon! Weit besser wäre es natürlich gewesen, wenn er seine Gondel zum Beispiel an 700 000—800 000 kleine Guttaperchaballons von der Größe der meinigen besetzt hätte. Wäre der eine oder andere dann gesprungen, hätte das nichts ausgemacht, wenn sein großer Ballon springt, dann ist es vorbei! Und meine Ballons halten das Gas viel besser.“

„Sie fürchten also das Schlimmste?“
„Das möchte ich nicht sagen. Schreiben Sie das nicht! André ist ja gelehrter als wir, sein Ballon ist ja etwas stärker als die unserigen, deren Zweck, streng genommen, mehr ein geschäftlicher als ein wissenschaftlicher ist, und — Gott ist gnädig!“

„Sind Sie der Meinung, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind?“

„Unter den gegenwärtigen Umständen, ja. Aber wäre nicht die Erde so verdammt rund, und die Seile so entsetzlich theuer, dann wäre es wohl nützlich gewesen, ein dickes Tau von derselben Länge, wie der Weg vom Nordpol bis Spitzbergen zu haben, das am Ballon befestigt blieb, und ein paar Kerle von entschlossenem und zuverlässigen Charakter, die so nach drei Wochen die ganze Mannschaft wieder nach Spitzbergen zurückgeholt hätten. Ich lasse niemals einen Ballon ohne Schnur los; das freitelt gegen meine Geschäftsprinzipien.“

Ich glaubte, die Situation niemals so klar vor Augen gehabt zu haben, wie nach dieser Unterredung. Das da mit der Leine war der Knotenpunkt gewesen. Das mit der Rundung der Erde war ein Uebelstand, aber ich erkläre mich, daß in dem Geographiebuch, aus dem ich als Kind lernte, etwas davon stand, daß die Erde an den Polen etwas abgeplattet sein sollte. Und wenn die Leine ein wenig theuer geworden wäre, brauchten wir uns nur zu erinnern, daß es ja Millionäre genug giebt!

Die Ueberzeugung des Luftkönigs. In diesen Tagen traf ich auf einer Reise den großen Seiltänzer Hugo Verns.

„Im Namen der Wissenschaft,“ sagte ich feierlich und ließ meine Hand schwer auf seine Schulter niedersinken.

„Um was handelt es sich?“ fragte der Alte.

„Ja, hören Sie, Herr Verns, Sie, der all' sein Lebtag in und von der Luft gelebt hat, sind natürlich auch „Fachmann“ in der André-Frage. Was denken Sie davon?“

„Sehen Sie mich an, wie gesund und munter ich bin! Und ich habe doch nur in schlechter und verpesteter Luft gelebt. Wie können Sie denn glauben, daß André und seine Genossen in der frischen, herrlichen Polarluft unkommen sollten?“

„Sie hoffen also?“

„Auf alles, außer auf Verständnis bei der Stockholmer Polizeibehörde für die Varietésfrage,“ sagte er und sprang in die Luft.

Die Erfahrungen des Marquisenanbringers. Da ich sah, wen die anderen Blätter alles betressend André's befragen, wurde ich vom Konkurrenzneid ergriffen und beschloß, sie zu übertrumpfen. Ich telephonirte also nach dem Sattler, der bei mir die Marquisen anzubringen pflegt. Er kam und fragte, ob sie vom Sturm zerrissen wären.

„Nein, es handelt sich um André.“

„Um André?“

„Ja, Sie sind der Nächsthochgestiegene nach dem Schornsteinfeger. Der Schornsteinfegermeister ist fortgereist, darum müssen Sie mir etwas von den höheren Luftschichten berichten, um mir die Beurteilung der Lage André's zu erleichtern.“

„Ja, die ist wohl nicht gefährlich!“

„Wieso?“

„Ja, allerdings ist er ein bißchen höher aufgestiegen, als ich, auch wenn ich im reinsten Stock Marquisen anbringe, aber dafür ist es auch im Wallon viel bequemer, als auf einer alten Leiter zu stehen, er braucht nicht Hammer und Kneifzange bei sich zu haben, während er in der Luft schwebt, und wird nicht durch eine Frau verdrößt gemacht, die von unten schreit: „Nehmen Sie sich in acht, sie kosten 15 Kronen das Stück!“ und einen Hausbesitzer, der vom Hof hinausruft: „Schlagen Sie mir doch nicht die ganzen Kapitole kaput!“

Ich gehe umher und frage Personen, die Drachen haben steigen lassen, Schmiedelehrlinge, die den Blasebalg ziehen, ja überhaupt alle, die einige Erfahrung mit luftgefüllten Gegenständen haben, Großhändler, die höher geflogen, als ihre Schwingen sie getragen, Neuverlobte, die es verleben, Luftschlösser zu bauen! Und all' diese „Sachkundigen“ hoffen das Beste.

Dann kam hier die Rede darauf, daß es vielleicht oben über dem Nordpol ganz windstill sei, daß eine Todesruhe in den oberen Regionen herrsche. Das wäre verflucht, dachte ich, und telegraphirte sogleich an den gefallenen Finanzminister:

„Beunruhigt um André! Excellenz, die Sie kürzlich so hoch gestanden haben, als man im Norden niemals sehen kann, ist es wahr, daß es oben auf den Höhen ruhig ist?“

Er antwortete sogleich: „Das weiß der Teufel! Da stürmt es ja so, daß ich selbst herniederkaufe, so groß und stark und lang ich bin.“

Da wußte ich keinen „Fachmann“ mehr zu fragen, sondern schrieb an meinen Korrespondenten in Stockholm: „Gehen Sie zur Wahrsagerin im alten Stockholm und fragen Sie, wie es André ergehen wird.“

Die Wahrsagerin antwortete:

„Ewige Eise durchaus nicht schrecken
Dreißter Forscher höchstrebenden Chor.
Arktisches Grausen hemmt nicht der Reden
Siegessturm zum Nordpol empor.
Doch in der Heimkehr jubelnden Tagen,
Wenn man sie empfängt auf schwed'sche Façon,
Dann droht Gefahr ihren armen Magen
In unserer festmittagsgier'gen Nation.“

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Anfänge der Annonce berichtet Oscar Herzberg in *Pippincott's Monthly Magazine*: Die erst benannte Annonce enthält der *Mercurius politicus* vom Januar des Jahres 1652. Eine Buchhandlung zeigt darin das Erscheinen eines heroischen Gedichtes „*Grenodia Gratulatoria*“ an. Im Jahre 1682 gründete ein Mitglied der königlichen Societät, Apotheker von Beruf, namens Houpston, ein Annoncenblatt. Er ging zu den größeren Kaufleuten und präsente ihnen die Vortheile dieser neuen Klame an. Der Erfolg blieb für ihn nicht aus. Er berechnete jedes Inserat mit 3 Shilling 6 Pence und fand alsbald mit seiner Zeitung ein behagliches Auskommen. Es ist interessant — wenn man die Entwicklung der Houpstonischen Erfindung kennen lernen will — die heutigen Ausgaben für die Annoncen zu erheben. Es wurde berechnet, daß Amerika allein jährlich eine Milliarde Franks für diesen Zweck verbraucht. —

— „Der blühende See.“ Aus Lindau am Bodensee wird berichtet: In den letzten Tagen wurde im Kleinen See zwischen den beiden Brücken in offener See eine sehr seltene botanische Erscheinung beobachtet. Die Oberfläche des Wassers erschien an manchen Stellen mit glänzendem, grünlich schimmerndem Staube übersät und erweckte dadurch den Eindruck, als ob die Fläche blühe. Die durch Dr. Kellermann angestellten mikroskopischen Untersuchungen haben ergeben, daß plötzlich eine Algenart in ungeheurer Menge an der Oberfläche des Wassers schwimmend aufgetreten war, die nach wenigen Tagen wieder verschwand. Die Anordnung der Zellen ist eine trauförmige, auch wurde beobachtet, daß diese Algen zahllose Infusorien in sich bergen. —

Musik.

— er — Opernhaus. Wagner's „Nibelungenring“. 1. Abend: „Die Walküre“. Der schwermüthigen Größe des Wagner'schen Kunstwerks, welches sich in Ermangelung des Menschlichen so oft zur Allegorie hinüberrettet, ist es in der „Walküre“ gelungen, durch die Vereinigung schlichter, unverkrümmter Melodie und frischer Phantasie mit einer großartigen musikalischen Phraseologie jene gesunde Popularität zu erlangen, die sich nur mit der Befriedigung von Herzensbedürfnissen erreichen läßt. Wer kennt es nicht, das in seiner innigen Romantik und in seinem glühenden Liebeszauber gleich hinreißende Lied Siegmunds: „Winterstürme wichen dem Sommermond“? Wem hat die prunkvolle und herauschende Genialität des Wagner'schen Orchesters, das allerdings seine feinsten Reize dem größten aller Instrumentalkoloristen, Berlioz, zu danken hat, im „Walkürenritt“ und „Feuerzauber“ nicht Wirkungen ergreifender Natur vermittelt? Wen hätte die „Todesverkündigung“ Brunhildens an Siegmund, wen der „Abschied Wotan's“ von seinem Lieblingskind nicht von den tiefstehenden Mitteln überzeugt, mit denen Wagner unserer Natur und deren reicher Empfänglichkeit für tragische Wahrheit beikommt? Daß neben diesen glücklichen und großen Gedanken viel interessanter Laund, viel Eitelkeit einer

glänzenden Rhetorik und virtuose Ausschweifungen einer kostümhaften Musik sich befinden, wird niemand in Abrede stellen, dessen Urteil von der Oberflächlichkeit blindwütiger Apostelgefolgenschaft frei ist. Mit gleichem herausforderndem Temperament wie am Vorabend in seiner Klangfülle und plastischen Herausarbeitung des motivischen Gefüges unvergleichlich, lieferte das Orchester unter Weingartner's leidenschaftlicher Führung eine Probe seines herrlichen Könnens. Mit freudiger Spannung sah man dem Wiederauftreten der Frau Lili Lehmann entgegen, welche seit ihrem vor 12 Jahren erfolgten Kontraktbrüche nun wieder als „Brünnhilde“ die Bühne der königlichen Oper betrat. Schon nach ihrem mit entzückender Wildheit emporgejauchter Walkürenruf wollte der Beifall losbrechen, und es werden gewiß auch jene, welche die brüchig gewordene, den beabsichtigten dramatischen Akzenten ungefüge Mittellage nicht verschweigen, den hohen Stil ihrer Deklamations- und ihrer Ehrfurcht gebietenden Gesangskunst bewundern. Was ihr an sinnlicher Schlagkraft des Organs abgeht, das ersetzt sie durch die ehrliche Wärme ihrer Empfindung, welcher die Töne dithyrambischen Aufschwunges und müden Schmerzes gleich eigen sind. Die Sieglinde der Frau Sucher ist das Ergebnis des statuarischen Stils und der klassischen Pose des Wagner'schen Heroenthums. Fehlt der Künstlerin auch die einschmeichelnde Süßigkeit einer jugendlich unberührten Stimme, so entschädigt auch sie diesmal durch die lebensvolle Wahrheit ihres Vortrages und die phantasiereichen Einzelheiten ihrer von leidenschaftlicher Bewegtheit erfüllten Darstellung. Als ein Künstler, dem angedächts seiner Jugend eine glänzende Zukunft unzweifelhaft gehört, zeigte sich Herr van Nooy als Botan. Wie er sein mächtiges Baritonorgan, das nur in der Tiefe klarum und tragdurftig wird, bald in fesselloser Breite ausströmen läßt, bald für zarte Empfindungen zu einem artikulatiohären mezza voce eindämmt, wie er die langweilige Pathetik des Gottes in mensch-ergreifende Leidenschaft umwandelt und dennoch die Größe eines höheren Wesens durchleuchten läßt, das läßt uns den Sänger zu jener vornehmen Sängerinorität zählen, die fürs Herz, nicht nur fürs Gehör singt und zugleich beweist, daß man den wahren Anforderungen Wagner's doch nicht mit naturalistischer Gesangsartikulation allein beikommen kann. Wenn wir noch den Signum des Herrn Sylvia nennen, welcher für diese Partie die Unermülichkeit heroischer Stimmbänder und eine kluge, überschwänglichkeitsfreie Spieltechnik mitbringt, und das tabellose, durchaus von ersten Solistinnen gesungene Walküren-Oette erwähnen, so haben wir allen Faktoren den ihnen gebührenden Antheil an dem erhebenden Erfolge des Kunstwerks nach Gebühr zuertheilt.

Völkerkunde.

Die Kunst der Neger von Benin. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus London geschrieben: Merkwürdige Alterthümer, die man in der hinterfüllen Stadt des Königs von Benin vergraben gefunden hat, sind gegenwärtig im Britischen Museum ausgestellt. Es sind etwa 300 Messingplatten von je 2 Fuß Höhe und 1 Fuß Breite mit Figuren in hohem Relief darauf. Diese Figuren stellen meistens bewaffnete, behelmte und vielfach auch nach afrikanischer Art gepanzerte Neger dar. Ihre Darstellung ist in bezug auf Kostüm und Bewaffnung äußerst realistisch, auch die Körperproportionen sind leidlich gut gerathen, und in den Gesichtern zeigen die eingedrückten Nasen und die angeworfenen Lippen deutlich den Neger. Die Darstellung ist dadurch noch besonders deutlich geworden, daß viele der Figuren so weit sich von der Reliefplatte abheben, daß sie fast von allen Seiten betrachtet werden können, und sie sind auch von allen Seiten mit gleicher Sorgfalt modellirt. Diese Reliefs sind gegossen, und zwar nach einem Verfahren, das dem heutigen „cire perdue“-Prozesse entspricht, wobei das Modell aus Wachs gefertigt, mit Thon umgeben und dann das Wachs aus der Thonform herausgeschmolzen und dafür Erz hineingegossen wird. Die Thonform muß, wenn das Original so gestaltet ist wie diese Relieffiguren aus Benin, nach dem ersten Gusse gleich zerstört werden, da andernfalls die Form nicht vom Abgusse getrennt werden kann. Man sieht, daß man hier Proben einer ziemlichen technischen Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit eines Negervolkes vor sich hat. Zum Glück bieten die Darstellungen auch einen Anhalt, um die Zeit zu bestimmen, aus der sie stammen. Auf einigen der Platten sieht man nämlich auch bewaffnete Europäer ebenso genau und realistisch dargestellt, wie die bewaffneten Neger, und diese Europäer erkennt man sofort als Figuren aus dem 16. Jahrhundert. Sie tragen Helme und Luntenflinten und einer derselben, der einen Hund bei sich hat, ist gerade deutlich im Begriffe, seine Flinte mit der Punte abzuseuern. Es ist gar nicht anzunehmen, daß irgend Jemand in Afrika diese Europäer aus dem 16. Jahrhundert so richtig hätte modelliren können, wenn er sie nicht selbst gesehen hätte. Auf einigen Platten sind ganze Gruppen von Figuren zu sehen, wiederholt findet sich die Darstellung eines Negers, der mit einem Schwerte durch die Brust gehohrt und mit einer Hieb- und Wundwunde über der Nase auf einem Esel reitend von bewaffneten Negern gehalten wird. Merkwürdiger Art sind einige Figuren, deren Beine in Fischschwänzen endigen, dieselbe Darstellung findet man bekanntlich auf griechischen Abraxas-Gemmen. Die Platten selbst sind durch Muster verziert, welche mit Punzen eingedrückt sind,

auch die Gewandstücke der Figuren zeigen manchmal ciselirte Muster. Die Platten haben Löcher in den Ecken, müssen also einmal an irgend einer Wand befestigt gewesen sein. In Benin hat man sie offenbar erst kurz vor der Ankunft der Engländer vergraben. Diese Proben alter Kunstfertigkeit jenes Negervolkes stehen nicht allein da, auch Eisenbeinschnitzereien gleicher Art hat man früher schon und auch jetzt wieder aus Benin erhalten.

Aus dem Thierreiche.

Der Stimmaparat des Kuckucks. Die Stimme des Kuckucks besitzt eine ganz erstaunliche Tragweite. Es beruht das auf verschiedene Ursachen. So sind nicht nur bei ihm wie bei allen Vögeln die Knochen mit alleiniger Ausnahme der Schenkel hohl; geräumige Lufsfäcke erlauben ihm auch, in seinem Körper große Luftmengen anzusammeln, welche in die Luftdröhre getrieben werden, die gewissermaßen die Stelle einer Orgelpfeife spielt. Außerdem aber besitzt, wie die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ nach Untersuchungen Albert Creste de Palluel's mittheilt, der Kuckuck noch besondere Schallerklärer an seinem Stimmaparat, die auch die Klangfarbe seiner Stimme beeinflussen. Der Kehlkopf des Kuckucks besitzt nur eine Muskel, weshalb seine Stimme auch nur einen Eigenton hat, der insolge einer besonderen Einrichtung anderer Theile des Stimmaparates seine Höhe abändern kann. Der obere Kehlkopf ist nämlich mit einer feinen Haut versehen, die eine bedeutende Erweiterung des Halses gestattet. Wie bei den Vögeln in allgemeinen zur Fortpflanzungszeit das Gesehede, so erleidet während dieser Zeit beim Kuckuck der innere Hals bedeutende Veränderungen. Der Hals ist dann innen mit einer ganz besonderen Haut, dem „akustischen Gewebe“, ausgekleidet, das die Schärfe des Tones mildert und der Stimme den auffällig weichen Klang giebt. Dieses Gewebe, das viel Ähnlichkeit hat mit dem Gewebe, welches die innere Schicht der Haut von Bauch und Brust der Weibchen in der Bräutzeit bekleidet, ist zitronengelb und an seiner Oberfläche klebrig. Es findet sich beim Kuckuck nur in der Zeit, wo er schreit, auch besitzt nur in dieser Zeit die Haut des Halses die große Erweiterungsfähigkeit. Bei allen Thieren ist die Ausdehnung und die Dicke des Gewebes größer als bei jüngeren, auch vermögen sie die Haut des Halses viel mehr auszudehnen; daraus erklärt sich, daß die Stimme des alten Kuckucks stärker, heller und voller klingt. Auch bei der Taube ist der Hals erweiterungsfähig, wie man an einem gurrenden Läubereich leicht beobachten kann, und innen mit einem akustischen Gewebe ausgekleidet, das röhlichblau und dünner ist, als beim Kuckuck. Ähnlich sind die Verhältnisse beim Biedehopf, das akustische Gewebe ist hier von weinrother Farbe.

Humoristisches.

Eine Böcklin-Anekdote theilt die „Semaine littéraire“ mit; sie hat dieselbe von einem Genfer Künstler, der sie im Schoß einer eidgenössischen Kommission aus dem Munde des Meisters gehört haben will. Böcklin hatte einem Basler Kunstfreund ein Stilleben geliefert; mehrere Früchte, darunter eine besonders süßige Melone. Dem Besteller gefielen die „bizarreren“ Früchte nicht, er schickte sie zurück. Böcklin wollte die Weinwand nicht verlieren und begann sie abzutragen; aber als das Messer dieser Melone sich nahte, zögerte er wie vor einer Missethat. Ein genialer Einfall blühte im Haupt des Künstlers auf. Er griff zum Pinsel und machte die Melone zum „Zentrum“ der Figur einer von hinten gesehenen Sirene. Und Böcklin behauptete, daß die solchermassen idealisirte Melone durch eine alle Kühnheiten der Darwin'schen Theorie übersteigende Transformation die legitime Urmutter der unzähligen Sirenen wurde, die seine Gemälde bevölkern.

Vermischtes vom Tage.

- Selbstmord begangen haben in Stettin der Barbier Ernst Ziebel aus Breslau und seine Geliebte, die Frau seines Bruders, indem sie sich die Pulsadern öffneten.
- Durch die Explosion einer Zigarre wurde in Zawodzie bei Kattowitz ein Vollziehungsbeamter schwer verletzt.
- In Eis leben haben in letzter Zeit wieder mehrfache Entdeckungen stattgefunden.
- In der Nähe von Schwachat (bei Wien) stießen am Dienstag zwei Güterzüge zusammen. Zwei Bedienstete wurden getödtet, zwei verletzt.
- In einem Bauernhofs bei Nimes (Frankreich) sind drei Personen, die aus einem Weinbottich Trebern herausholen wollten, erstickt.
- Aus New-Orleans (Nordamerika) werden 19 neue Erkrankungen an gelben Fieber und zwei Todesfälle gemeldet, aus Mobile 10 Erkrankungen und ein Todesfall.
- e. o. Selbstmord eines Polizeipräsidenten. Ueber New-York wird gemeldet, daß sich im Gefängnis von Mexiko der Polizeipräsident Belazquez erschossen hat. Belazquez war als Anführer der Volkschaar verhaftet worden, die den halbverrückten Joaquin Arroy's, der den Präsidenten der Republik, General Porfirio Diaz, angriff, im Gefängnis lynchte.
- In Transvaal wurde ein Diamant von 360 Karat Gewicht gefunden. Der Stein wird auf 720 000 M. geschätzt.